

Ökumene mit deduktivem Ansatz Eine Familie und ein Herr

Von Steffen Liebendörfer

Magdeburg. Die christlichen Kirchen befinden sich in Sachsen-Anhalt in einer Diasporasituation. Der Eindruck auf dem Ökumenetag, der auch Teilnehmer aus anderen Bundesländern anlockte, war jedoch nicht, dass Ökumene aus solchen rein pragmatischen Erwägungen heraus opportun ist. Die Diskussion in einer Arbeitsgruppe ermöglichte eine faszinierende Beobachtung.

„Wer war denn schon einmal in einem Gottesdienst der Adventisten?“, fragte Kreisoberpfarrer Jürgen Dittrich, Vorsitzender der ACK Sachsen-Anhalt, ins Auditorium. Zögernd hoben sich ein paar Hände, am Ende ist es gefühlt knapp die Hälfte der Teilnehmer – auf einer Veranstaltung, bei deren Besuchern ein überdurchschnittliches Interesse an der Ökumene unterstellt werden darf. Man könne bei solchen Gelegenheiten nur dazulernen, sagte Dittrich dann und ermunterte zum besseren gegenseitigen Kennenlernen, beispielsweise durch strukturierte Besuchsprogramme.



Kreisoberpfarrer Jürgen Dittrich, ACK-Landesvorsitzender in Sachsen-Anhalt.

„Das Wissen um das Trennende ist wichtig für die Ökumene“, sagte Dittrich, schließlich gehe es nicht um Begegnung auf dem kleinsten gemeinsamen Nenner. Seine Überlegungen liefen auf einen zentralen Punkt hinaus, der das Verbindende unterstreicht: „Wir sind eine Familie und haben einen Herrn.“ Mit Blick auf die Situation in Sachsen-Anhalt warb er dafür, dass jede Kirche auch für die andere stehen solle – insbesondere dann, wenn nicht jede Kirche an einen Ort vorhanden sei. Der ACK-Vorsitzende räumte ein, dass dies noch nicht flächendeckend praktiziert werde.

In insgesamt drei Arbeitsgruppen hatten die Teilnehmer des Ökumenetages Gelegenheit, sich intensiver über ein Thema auszutauschen. So befasste sich eine Gruppe mit der Frage, wie „kundenorientiert“ Kirche heute sein müsse. Lange wurde kontrovers darüber debattiert, ob der Begriff „Kunde“ wirklich angemessen sei. Der Moderator räumte ein, dass die Begriffswahl vom Wunsch nach einer lebendigen Diskussion geleitet gewesen sei. Die gab es dann auch – allerdings mehr über Begrifflichkeiten, weniger über Inhalte. Die sich in diesem Zusammenhang aufdrängende und schwierige Frage, wie sich Kirche kunstvoll im Spannungsfeld zwischen dogmatischer Glaubwürdigkeit und pragmatisch-opportuner Anpassung bewegen kann, konnte deshalb gar nicht diskutiert werden.

In inhaltlicher Hinsicht konnte man sich in dieser Arbeitsgruppe unproblematisch darauf verständigen, dass das Interesse der Kirche am Menschen nicht davon abhängen darf, ob dieser nun getauft oder zumindest zur Taufe bereit ist. Wer mit kirchlichen Angeboten zu tun habe, so lautete eine übereinstimmende Warnung, dürfe sich nicht vereinnahmt fühlen. Viel wichtiger sei es, wie eine Teilnehmerin aus Halle betonte, den Menschen an den Schnittstellen des Lebens Antworten auf ihre dort artikulierten Fragen anzubieten. In der Tendenz skeptisch wurde die Eventkultur in der kirchlichen Jugendarbeit betrachtet.

Bei der Diskussion konnte aus Sicht der Ökumene eine ebenso faszinierende wie erfreuliche Beobachtung gemacht werden: Ohne die Bitte des Moderators, vor dem ersten Diskussionsbeitrag Namen und Gemeinde zu nennen, wäre eine Zuordnung der Diskutanten zu einer Konfession unmöglich gewesen. So konnte erlebt werden, dass Ökumene nicht induktiv gestaltet wird, sondern deduktives Wirkungspotenzial hat. Das heißt: Hier wurden nicht konfessionell geprägte Ideen zu einer Art Kompromiss verschmolzen. Vielmehr haben sich Christen untereinander auf Augenhöhe ausgetauscht – und so zumindest die Chance erarbeitet, dass die Ideen aus diesem ökumenischen Diskussionsprozess heraus in die einzelnen, konfessionell verschiedenen Gemeinden hinein wirken können.

Foto: S. Liebendörfer.